

Predigt über Johannes 12,34-41

Ein fünfhundert Jahre altes niederländisches Altarbild zeigt die heilige Familie, dazu die heiligen drei Könige, die kommen, um das Christkind anzubeten und ihm ihre Geschenke zu bringen. Über Maria und dem Kind aber, an einem der Stützpfeiler des Stalles, hängt ein kleines Kruzifix – eigentlich ganz unlogisch; denn bei der Geburt Jesu konnte es ja noch gar kein Kruzifix geben. Der Maler wollte damit sagen: Die Zukunft dieses Kindes ist vorgezeichnet. Sein Weg wird dieses Kind, wird Jesus bis an das Kreuz führen, ein Weg, auf dem er sich besonders den Benachteiligten zugewandt hat, denen, die immer zu kurz kommen, gestern genauso wie heute oder morgen, ein Weg, den Gott bestätigt hat. Darum ist das Kreuz für Christen, für uns Christen zu einem Zeichen des Heils, zu einem Zeichen des Lebens geworden. In der Heiligen Nacht hat das alles angefangen: Gott kommt zur Welt, in einem Kind – seltsam und schön!

Mit diesen Sätzen ging vor einigen Jahren meine Predigt am Heiligen Abend zu Ende. Ich wollte damit auf den engen Zusammenhang von Weihnachten und Karfreitag hinweisen. Wahrscheinlich gibt es kaum einen Tag im Jahr, an dem wir weniger karfreitagsmäßig gestimmt sind, als ausgerechnet zu Heiligabend. Und doch gibt es diesen theologischen Zusammenhang, der gerade in der Malerei vielfach erkannt und auf subtile Weise dargestellt worden ist, nicht nur von Rogier van der Weyden, auf dessen Münchener *Anbetung der Könige*, die Mitteltafel des nach seiner Herkunft aus einer Kölner Kirche sogenannten *Columba-Altars* von 1455, ich mich damals bezog. Auf das Kind in der Krippe fällt der Schatten des Kreuzes. Das ist eine Erkenntnis, die nicht nur irritierend, sondern auch schmerzhaft sein kann. Theologisch gesehen sind die Evangelien Darstellungen der Passion mit ausführlicher Vorgeschichte, so oder so ähnlich hat es einmal ein Theologe formuliert. Zu dieser Vorgeschichte gehören die Geschichten, die um die Abstammung, die Geburt und die Kindheit Jesu kreisen. Sie sind nicht Historie im wissenschaftlichen Sinne, wollen das auch gar nicht sein, sondern Mythologeme, Elemente innerhalb einer Mythologie, die Wahrheit zum Ausdruck bringen wollen. Mit dem Stammbaum Jesu, bei dessen Überlieferung Matthäus sich um größte Genauigkeit bemüht, sagt der Evangelist nichts über das Genom Jesu, sondern er sagt: Dieser Jesus steht in der Tradition des messianischen Königs David. In einem feinen Widerspruch dazu trifft die Geburtsgeschichte des Lukas mit dem Mythologem der Jungfrauengeburt eben keine gynäkologisch verifizierbare Aussage, sondern sagt: Dieses Menschenkind gehört von Anfang an ganz und gar zu Gott, Jesus ist Gottes Sohn. Es ist ein wenig befremdlich, dass der theologisierende Papst diese Zusammenhänge so nicht oder nicht mehr sehen kann oder will, wie im dritten, dem chronologisch gesehen ersten Teil seiner Jesus-Biographie deutlich wird, sondern zu einer Betonung der historischen Faktizität (und damit ja letztlich auch zu einer potentiellen Verifizierbarkeit mythologischer Aussagen wie der Jungfrauengeburt) zurückfällt. Das ist umso erstaunlicher, als er in den neunzehnhundertsechziger Jahren – damals noch unter dem Namen *Joseph Ratzinger* – über die katholische Gemeinschaft hinaus als ausgesprochen fortschrittlich galt und damit zu mancherlei Optimismus im Blick auf die Ökumene Anlass gab. Bemerkenswert ist immerhin, dass diese von katholischer Seite natürlich bestrittene Kehrtwendung Stoff für eine wochenlange Diskussion keineswegs nur in irgendwelchen Elfenbeintürmen sondern in den Feuilletons der führenden deutschen Tageszeitungen liefert. Wer hätte das gedacht, schreiben wir doch das Jahr 2013 und haben schließlich dringendere Probleme, oder etwa nicht? Keine rhetorische Frage, wer will das schließlich wissen beziehungsweise entscheiden!

Mit dem *Letzten Sonntag nach Epiphania* endet im Kirchenjahr der Weihnachtszyklus. Noch sind wir in der Weihnachtszeit. Deshalb ist es kein Zeichen von Vergesslichkeit oder Faulheit sondern im Gegenteil eigentlich sogar ganz schön, wenn mancherorts der Herrnhuter Stern noch leuchtet. Zugleich ist dieser Sonntag so etwas wie ein Scharnier, ein Scharnier zur Passionszeit, deren Vorbereitung mit dem nächsten Sonntag *Septuagesimä*, was nichts anderes bedeutet als

siebzig, nämlich siebzig Tage vor Ostern, beginnt – nicht ganz so unvermittelt, wie man vielleicht annehmen könnte. Von hier aus ein Blick auf den Predigttext für heute, in dessen Zentrum das Symbol des Lichtes steht, der aber zugleich einen Hinweis auf das Kreuz enthält. Zu Anfang des Weihnachtsfestkreises, am 1. Advent, war von den Verheißungen des Lichtes aus der Höhe die Rede, auf das die hoffen dürfen, die in Finsternis und Schatten des Todes sitzen. Nun, am *Letzten Sonntag nach Epiphania*, spricht der zu uns, der von sich selbst sagte: *Ich bin das Licht der Welt*. Wir sind aufgerufen, uns an dem Licht auszurichten, solange es Zeit ist. Es könnte wieder finster werden.

Das Volk antwortete Jesus: Wir haben aus dem Gesetz gehört, dass der Christus in Ewigkeit bleibt; wieso sagst du dann: Der Menschensohn muss erhöht werden? Wer ist dieser Menschensohn? Da sprach Jesus zu ihnen: Es ist das Licht noch eine kleine Zeit bei euch. Wandelt, solange ihr das Licht habt, damit euch die Finsternis nicht überfalle. Wer in der Finsternis wandelt, der weiß nicht, wo er hingeht. Glaubt an das Licht, solange ihr's habt, damit ihr Kinder des Lichtes werdet. Das redete Jesus und ging weg und verbarg sich vor ihnen. Und obwohl er solche Zeichen vor ihren Augen tat, glaubten sie doch nicht an ihn, damit erfüllt würde der Spruch des Propheten Jesaja, den er sagte: „Herr, wer glaubt unserm Predigen? Und wem ist der Arm des Herrn offenbart?“ Darum konnten sie nicht glauben; denn Jesaja hat wiederum gesagt: „Er hat ihre Augen verblendet und ihr Herz verstockt, damit sie nicht etwa mit den Augen sehen und mit dem Herzen verstehen und sich bekehren und ich ihnen helfe.“ Das hat Jesaja gesagt, weil er seine Herrlichkeit sah und redete von ihm.

Menschen fragen nach Jesus, wollen ihn gerne sehen, so wird es wenige Sätze zuvor berichtet. Die Leute sind nicht gleichgültig. Aber sie suchen gemäß ihren Vorstellungen und Wünschen. Sie erwarten einen politischen Messias, einen, der das Ruder herumwirft, dem Bösen in Politik und Gesellschaft Einhalt gebietet. Wer wollte ihnen das vorwerfen? Aber gerade deshalb ist Jesus für sie eine Enttäuschung. Er redet von seiner Erhöhung, in der Sprache des Johannes also von seinem Tod und seiner Auferweckung. Das stört. Die Menschen wünschen eine messianische Herrschaft diesseits und auf Dauer. Es bleibt ihnen verborgen, wer der Menschensohn ist. Sie verstehen Jesus nicht, weil sie letztlich nicht verstehen, wer sie selbst sind, weil sie ihre existentielle Not nicht erkennen und darum nicht wissen, wie sehr sie auf ihn angewiesen sind. Jesus argumentiert und debattiert nicht. Vielmehr entzieht er sich. Eine Diskussion über unterschiedliche Messiaserwartungen führt offenbar nicht zur Klärung für den Glauben. Jesus geht es um mehr als um theologische *Standpunkte*. Er lädt ein zum *Leben* im Glauben an das Licht. Aber er überredet nicht zum Glauben. Wer verschlossen ist, den bewegen auch keine Argumente. Jesus ruft zum Wandel im Licht. Es gibt nur eine Möglichkeit, um zu entdecken, was das heißt, wer oder was das Licht ist: sich in seinen Schein zu stellen. Wer sich dem Licht nicht öffnet, der wird es nicht wahrnehmen. In der Finsternis bleibt die Richtung der Wege offen. Jesus drängt nicht. Solange das Licht scheint, solange ist Zeit für den Glauben, Zeit aus dem Schatten herauszutreten, selbst zum Kind des Lichts zu werden.

Kurt Marti dichtet:

*der sagt ich bin
sagt uns ihr seid*

*der sagt ihr seid
sagt uns ich bin*

das Licht der Welt

Amen.